Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 18 (1928)

Heft: 3

**Artikel:** Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-634065

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Derkehr

Gebruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern - Telephon Bollwerk 33 79

## Abschied.

Zwei Sonette von Cajetan Binz.

Ich fühle es, das war dein Lebewohl, nun hab' ich dich zum letzten Mal geseben, Die Tage werden kommen und vergeben, Wir aber find uns fremd, wie Pol und Pol.

> Die zarten Zeichen deiner Liebe hab' Ich heute schmerzversunken ausgegraben, Verwelkte Blumen, Bänder, kleine Gaben, Die freundlich mir dein holdes Gutsein gab.

Gefroren steht der Wald vor meinem senster, Ein schmaler Mond hängt bleich am himmelsdom. Vereiste Nebel hocken wie Gespenster

> Mit leichenhaftem Glanze auf dem Strom. Der Winter hält das 6lück der Welt gefangen, Ich weiß: du bist für immer fortgegangen.

Ein halbes hundert Blätter, ach, ein kaum Erwähnenswertes häuflein Schreibpapier lft alles, was mir übrig bleibt von dir, Run bin ich wieder einsam, wie ein Baum,

Wie jener Baum, der starr im Winterfeld Mit eingefrornen Aesten schaurig steht, Und den ein eisigkalter Wind umweht. Die Einsamkeit umgittert alle Welt.

0 Gott, wie sind doch deine Worte mild Und stärker als der Schmerz, der einst vergeht! Ich liebe deine Worte und dein Bild.

Und sieh, ich bin nicht einsam, wie der Baum, Denn du bist meines Lebens goldner Saum. Dein Walten bleibt. O du, Elisabeth!

## Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger. (Copyright by Grethlein & Co., zürich.) 3

Monita fam und machte ihrer Berrin ein Zeichen, daß der Tee bereit sei. Marie bat, ins Eßzimmer kommen zu wollen. Dort wartete Sidnen.

"Sidnen, begruße deine Berwandten", befahl Mariechen. Er tat es und flüsterte seiner Pflegmutter etwas ins Ohr.

"Er möchte mit uns Tee trinken", sagte verlegen lädelnd Marie. Sie wußte, daß Adeline es für unpassend hielt, wenn Rinder mit den Erwachsenen Tee tranken. Sie wartete, ob jemand das Rind zum Bleiben auffordern würde, aber es geschah nicht.

"Wenn du recht artig sein willst, darfst du bei uns bleiben", rief sie, froh, daß wenigstens niemand sagte, was er dachte. "Ihr habt doch nichts dagegen?" Der Onkel lachte.

"Ach Marie, weißt du, dir bei Sidnens Erziehung belfen zu wollen, haben wir längst aufgegeben. Wir muffen dich machen lassen." Marie lächelte verlegen zu den Worten ihrers Vaterbruders.

"Sie kann mich ganz gut erziehen", sagte trokig Sid-

nen, der nichts auf Tante Marie kommen ließ. "Sie ist eine liebe Tante."

"Und du ein lieber Junge", rief der Ontel Dottor. "Ich wundere mich über euch", sagte Abeline. "Als ich ein Rind war, mußte ich meinem Bater die Sand fuffen. und "Sie" zu ihm fagen. Bon Begehren und Erzwingenwollen und allem dem Neuen in der Kindererziehung war feine Rede. Abends Habersuppe. Tee! Ich bitte euch. Da= von, daß Rinder ..."

"Ad, Tante Adeline, du mußt Tante Marie nicht aufheten", sagte Sidnen.

"Troll dich", rief der Ontel, aber er lachte. Sidnen Sah das Tantchen mit bittenden Augen an, und sie fagte: "Bleib nur", schämte sich aber vor dem Onkel, der mit distreter Behutsamkeit eine Prise nahm.

Man sette sich um den runden Tisch, auf dem ein Tuch mit in farbiger Seide gestidten Rosen lag. Eine wohl hundertjährige Teekanne und Zuderdose lagen da, ein Brotforb aus altem Zürcher Porzellan, der zu den Tellern und Tassen gehörte; alles sah schön und vornehm aus.

"Bon unserm Brecht ist noch keine Spur gefunden worden", sagte Better Ludwig — "verduftet!"

"Wollen wir nicht aufhören von dem Mann zu reden", bat Adeline. "Wir tun ihm zu viel Ehre an. Ist es nicht genug, daß er sich in unsere Familie drängte? Wollen wir ihm nicht dankbar sein, daß er uns so bald wieder von sich befreit hat?" sagte sie vornehm.

"Wir hätten uns vielleicht mehr um Ottilie kummern sollen, als sie jünger war", sagte der alte Onkel Doktor nachdenklich. "Sie hatte wenig Freude und Zerstreuung bei der Großmutter, die längst vergessen hatte, wie es einem jungen Ding zumute sein mußte. Da griff sie eben zu, als eine Hand sich ihr bot."

"Fi donc", sagte Abeline. So heiratet Hinz und Runz, aber keine Schwendt."

Der Doktor zudte die Achseln. "So ein armes Ding zwischen Türe und Angel, von Familie, aber ohne Geld. Natürlich, ich gebe es zu, sie war eine Gans, als sie den Brecht nahm, einen Kerl, den man "den Schönen" nannte. Einem Mann wird dabei übel... aber ihr Weiber..."

"Euch wird auch nicht übel, wenn man von einer Frau, die Schöne' sagt", rief die kleine Tante Marie.

Der Onkel lachte. "Das ist nicht dasselbe. Ihr Weiber..."

"Onkel", hat Abeline und nahm ihre langstielige Lorgnette und sah ihn an. Es wurde ihm unbehaglich unter ihrem Blid. "Und kurz und gut, ich fühle mich in Ottiliens Schuld und möchte das gut machen", rief er resolut. Da fiel Sidnen ihm ins Wort.

"Ontel Doktor, warum hast du nicht geheiratet?" fragte er.

"Es hat mich keine gewollt", lachte der Onkel, und ktrich sich behaglich über die Weste, über der ein Negerkopf von Rauchtopas und ein Ring mit den Freimaurerzeichen baumelten.

"Warum nicht?" forschte Sidnen weiter.

"Eine jede begehrte gerade das von mir, was ich zu der Zeit, als sie es begehrte, nicht geben konnte", fuhr der Onkel gesassen fort. "Als ich jung war, sollte ich auch reich sein. Oder ich sollte gesetz sein, kein Springinsfeld. Als ich nachher gesetz und würdig geworden, da hätten sie mich gern lustig und übermütig gehadt. Und als es mir gelungen war, zu Geld zu kommen, da vermißten sie die Jugend. Als ich verliebt war, nannte man mich einen Fant, und als ich fühl und weise geworden, da hätte ich mich wieder verlieben sollen, kurz..."

"Onkel, Sie sprechen zu einem Kinde", mahnte Frau Abeline.

"Und furz und gut", schloß der Onkel, "ich habe nie eine fangen können."

"Ich will mir einmal viele fangen", sagte Sidnen ernsthaft und alles lachte, auch Frau Adeline.

Belusa, dessen Pferde vor dem Hause ungeduldig geworden, trobdem er sie schon dreimal um die ganze Stadt gefahren, und in der Enge hatte ruhen lassen, knallte mit der Peitsche.

"Es ist Zeit", sagte Frau Petitpierre. "Onkel, darf ich Sie nach Sause fahren lassen? Ia? Und dir, Mariechen, danke ich sehr, daß du uns so gut bewirtet hast."

"Oh, ich bin so froh, wenn jemand zu mir kommt und mich zerstreut", sagte Marie. "Monika wird wirklich zu despotisch." Die anderen lächelten, denn wer hätte sich Tante Warie ohne Monika denken können.

"Danke verbindlich für die angenehmen Stunden", ließ sich Better Ludwig vernehmen und machte eine tiefe Berbeugung. Marie läutete, Monika erschien, half beim Anziehen und geseitete die Damen hinunter.

"Gottlob", sagte oben die gute Tante Marie, "nun ist für die arme Ottilie gesorgt."

Ottilie hatte ein kleines schönes Mädchen zur Welt gebracht, das Abeline Petitpierre Rahel nannte. An der Taufe ging es hoch her. Der Täufling wurde in echten Spiken zur Kirche gefahren. Die Patinnen rauschten in schwerer Seide, mit goldenen Ketten um den Hals. Der Pate, Herr von Peters, stand lang und vornehm am Altar und gelobte, das Kind an seines Baters statt auf rechte Wege zu geleiten. Die Kirche war gefüllt, — man denke, das Kind eines Standalmachers und einer vornehmen Frau — und um den Altar standen Lorbeerbäume und blühende Büsche. Die Leute aus Bellerive sahen nicht oft eine solche Taufe. Sie sangen aus voller Kehle, und ließen sich kein Wort von der langen Predigt entgehen; denn auch der Bastor war aus der Stadt verschrieben worden und war ein Verwandter der Schwendts.

"Sie hat es gut getroffen", sagten die Leute, "daß sie bei Frau Petitpierre leben darf. Sie wird es haben wie der Bogel im Hanfsamen."

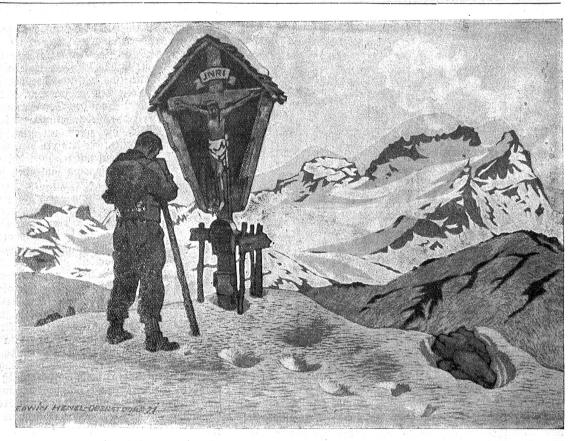
Die kleine Rabel bekam es schon am ersten Tag zu merken, daß sie im Schut einer wohlhabenden Familie ins Leben getreten. Drei Sparbucher, ein gelbes, ein rotes und ein grünes, lagen am Taufmorgen auf ihrem Widelkissen, und alle drei wiesen eine schöne, runde Summe auf. Die Büchlein wurden im Laufe der nächsten Jahre zusehends fetter und gewichtiger. Pate und Patinnen hatten gefunden, daß Geld ihrem Schühling im späteren Leben nühlicher sein möchte als silberne Taufbecher und vergoldete Kaffeelöffel. Auch sonst hatte sich die Familie angestrengt. Better Ludwig war mit einem Gedicht erschienen, von dem der Onkel Doktor bemerkte, mehr könne man von seinem Erzeuger nicht verlangen. Im Umschlag lagen zwei Goldstüde. Bu Ottiliens Berwunderung saß der Better neben ihr und suchte sich ihr angenehm zu machen. Solange sie denken konnte, hatte jeder über den Ludwig gespottet, und er hatte sich diesen Spott freundlich und hilflos gefallen lassen. Die Großen nannten ihn die "Wetterfahne", die Rleinen die "Laterne", denn er war sehr lang und hatte einen winzigen Kopf. "Und nichts drin", wie Onkel Doktors Neffe, der Student, behauptete.

Onkel Schwendt hielt eine Rede, in der er die hilfreiche Hand pries, die sich Ottiliens in ihrer Not angenommen. Pfarrer Schwendt toastete auf die Familie als
solche, die schügend einen jeden aufnahm, der sich in ihren
Schoß flüchtete, und der Student feierte das Tauffind und
hob vor allem hervor, daß sein größter Borzug sein Geschliecht sei, dem er von vornherein sompathisch gegenüberstehe. Schließlich stand auch Ludwig auf. Er wollte dem
alten Erzvater Jakob die Ehre geben, dessen Krau Rahel

geheißen, und der also schuld sei — "nicht mittelbar, aber unmittelbar, und ... der ..."

Es schrien alle Bravo, und etwas erstaunt sette sich der Better. Des Onkels Reffe um= armte ihn und sagte laut: "Die Laterne leuchtet", was den ganzen Tisch laut auflachen machte. und Tante Abeline bewog, ihm einen spigen Blick zuzu= werfen, so daß er erblaßte und ein ganzes Glas Cham= pagner auf einen Bug austrank.

Zum Schluß, ansgeregt vom Beispiel der Großen, fand sich auch Sidney besmüßigt, seine Stimsme zu erheben. Zur



Spätwintertag in der Silvretta. 3- Von' Benel,

unbeschreiblichen Freude von Tante Marie und Monika stand der Sechsjährige auf, klingelte und fing an: "Weil mein Bater ein Missionar war, und jeht tot ist, und weit weg von hier wohnte, muß ich sagen, daß es viel leichter ist, ein kleines, weißes Kind zu taufen als einen schwarzen Australneger, wie mein Vater sie taufen mußte. Denn die wehren sich, und wollen nicht, und sind lieber schwarz als weiß, denn dann müssen sie kleider anziehen, und das mögen sie nicht, weil sie nacht viel schöner finden."

"Schweig Sidnen, schweig", riefen ein paar Stimmen. Aber er kehrte sich nicht daran. "Aber dort ist es so, hat mein Bapa erzählt, als er hier war, daß ein Reger gleich laufen kann, wenn er getauft wird, und das dumme Ding hier nicht, und darum freut es mich viel mehr, daß mein Bater Reger getauft hat..."

"Hör auf, Sidnen", schrien alle und lachten, und wollten ihn mit Süßigkeiten bändigen. Aber er redete unentwegt weiter.

"Und wenn ich ein Mann geworden bin, dann gehe ich zu den Negern, die Papa getauft hat, und male sie. Und ich male den Onkel Doktor, und den Bundespräsidenten und Tante Marie, und den Daniel mit dem Buckel in dem kleinen Laden, aber Tante Adeline male ich nicht."

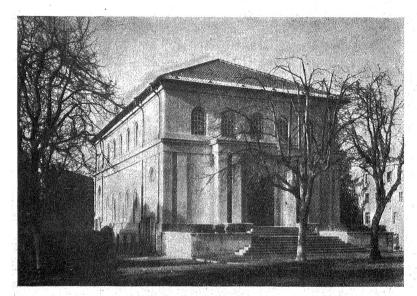
"Warum nicht", rief der Student, der hoffte, daß Sidnen ihn an Tante Betitpierre rächen würde.

"Das sage ich dir nicht", schrie aber Sidnen und streckte dem Studenten die Zunge heraus. Das war nun stark. Tante Marie rief entschuldigend: "Er hat zuviel Champagner getrunken", der Onkel Doktor nahm ihn aber bei der Hand und führte ihn hinaus. Man hörte ein künstlich übertriebenes Geschrei, Trampeln, die tiefe Stimme des Onstells und dann gar nichts mehr. Als der Doktor hereinkam, sachte er.

"Der Kerl behauptet, wir seien in der Ueberzahl, da sei es keine Kunst, ihn zu "deckeln". Wenn er groß sei, wolle er es uns heimzahlen."

Um zwölf Uhr fuhren die Wagen vor. Die Familie hatte die kleine Rahel Lenz als eines ihrer Glieder anerkannt.

Als Rahel ungefähr vier Jahre alt war, lief sie vom weißen Sause fort, weil sie sich langweilte. Sie benütte den Augenblick, da ihre Mutter im Reller das Eingemachte in lange Reihen ordnete und ihr Berg ob den bunten Gläsern fröhlich hupfen ließ. Sie schienen ihr ein Symbol zu sein von Reichtum, Genuß und Sorglosigkeit. Mochte der Winter kommen, mochte Hungersnot das Land bedräuen -- es wurde nicht bedräut -, mochte Armut und Rälte an die Türen klopfen, sie war geborgen. Und waren es auch nicht ihre eigenen, goldglänzenden Birnen und Reineclauden, ihre zartpflaumigen Pfirsiche und Rirschen und Johannisbeeren, ihre Töpfe mit Gelee und ihr Honig, sie bekam dennoch alles zu kosten und weißes Brot, Butter und Rase dazu. Sie brauchte es nicht zu bereuen, Better Ludwig einen Korb gegeben zu haben. Ja, am Ende war ihr Los gar nicht so bose gefallen, daß sie noch darum zu trauern brauchte. Am Ende hatte sie es bei dem ichonen Brecht bei weitem nicht so gut gehabt, und bei weitem ihr weißes Fleisch nicht so wohl sich entwideln und ihren Geist so behaglich ruhen lassen können, wie hier, bei ihrer Base Petitepierre. Das bischen Hochmut Adelines, das bigchen Sich-bedrüdt-fühlen, das anfänglich schmerzliche, jest gänzlich überwundene Gefühl des



Die Kirche der Chriftlichen Wiffenschafter in Bern. - Vom Belvetiaplat aus.

(Bhot, Benn, Bern.)

Besuchseins, des Geduldetseins, was hatte das zu sagen, angesichts der zwölfsachen Reihe Eingemachtem?

Und mit Recht durfte Ottilie sich selbst gegenüber beshaupten, daß sie ihre Pflicht voll und ganz erfülle. Sie war sich bewußt, daß Abeline ihr ruhig das Füllen eines Kellers überlassen konnte, ebenso die Sorge um den Wäscheschrank, das Einbalsamieren der Winterkleider, das Sonnen der Betten. Da glänzte ihr helles Haar in der Sonne, und flimmerte ihre weiße, fette Haut, und seuchteten ihre rosafarbenen Wangen. Alles andere war nicht ihres Amtes, auch die Erziehung ihres Töchterchens nicht. (Forts. folgt.)

# Die Kirche der Christlichen Wissen-

In aller Stille ist auf dem Kirchenfeld, aus der Westseite des Helvetiaplates, ein Kirchenbau entstanden, der dem Plate und dem Quartier zur Zierde gereicht und darum wohl ein freundliches Wort verdient. Die Anhänger der

Christlichen Wissenschaft sind in den letzen Jahren in Bern so zahlreich geworden, daß ihr altes Bersammlungslokal die Menge der Besucher nicht mehr zu fassen vermochte und ein Neubau zur Notwendigkeit wurde. Rechtzeitig erward die Leitung der Kultgemeinschaft den Bauplatz, und als die Unterhandlungen mit dem städtischen Bauamt zum guten Ende geführt waren, konnte mit dem Bau der Kirche begonnen werden.

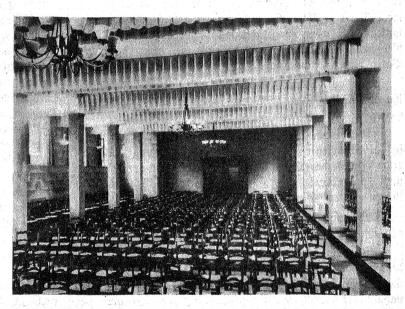
Mit der Ausarbeitung der Pläne und mit der Bauleitung wurde die Architekturfirma Nigst & Padel in Bern beauftragt. Diese hat die Ausgabe mit großem Geschick gelöst. Das öffentliche Urteil hierüber ist allgemein zustimmend. Die neue Kirche paßt sich in ihrer äußeren Gestalt den architektonischen Gegebenheiten der Umgebung bescheiden an. Ihre Zweckbestimmung bringt sie in ihrem Aeußern würdig zur Geltung, ohne durch Auffälligkeiten irgendwelcher Art für ihr Bekenntnis Propaganda machen zu wollen. Die Nähe des Historischen Museums mit seiner den ganzen Plaß beherrschenden Architektur ließ keine andere als einfache, ruhige Formen zu. Doch bereitet schon der vornehme Eingang von der

Platseite her auf angenehme Ueberraschungen im Innern vor.

Wir betreten durch das Hauptportal zunächst eine in dunklen Farben gehaltene geräumige Vorhalle, von der aus Treppen beidseitig hinauf zur Galerie des großen Saales und hinunter in den fleinen Saal des Souterrains führen. Der größte Teil des Gebäuderaumes wird durch diese beiden Säle, die zusammen ungefähr 1200 Sikpläke aufweisen, in Anspruch genommen. Der große Rirchensaal mit seinem leichtansteigenden Barterre und der ringsum laufenden stützenlosen Galerien, mit seiner hochgewölbten, stark gegliederten Solzdede, mit seinem durch Kanzelpodium und Orgelempore gefüllten Chor vermittelt einen über= raschend einheitlichen Raumeindrud. Das Ganze ist in harmonisch abgestimmten Farbentönen ge= halten. Der Afustit des Saales wurde besondere Aufmerksamkeit zugewendet; so wurde die Dede in eine Reihung von fleinen Flächen aufgelöst, um die Echobildung zu verhindern. Go gestaltet, wird der Raum der wunderbaren Orgel gerecht, die eine Sehenswürdigkeit für sich bildet. Soll sie doch nach kompetentem Urteil das bestgebaute Werk sein, das in der Stadt Bern, ja in der

ganzen Schweiz zu finden ist. Es wurde von der Orgelbaufirma Ruhn in Männedorf nach den Angaben von Münstervorganist Graf und Orgelinspektor Schieß in Solothurn ausgeführt. Seine Borzüge beruhen im ausgesuchten Material und in den aufs genaueste erwogenen Kombinationsmöglichteiten der 38 Register. Es wurde dabei auf Borbilder aus früheren Jahrhunderten zurückgegriffen.

In der Ausstattung des Baues fommt die Tatsache angenehm zur Geltung, daß die Baumittel reichlich zur Verfügung standen. Die Architekten konnten, wo es immer notwendig war, die gewollte Wirkung durch das Material erzielen. Doch sei gleich betont, daß sie dabei immer sachlich, schlicht und vornehm geblieben sind. Die Art, wie sie beispielsweise den untern Saal durch originelle Bemalung warm und freundlich gestaltet haben, kann geradezu vorbildlich genannt werden. Beachtenswert ist auch die dekorative Berwendung von weißen Tüchern an den Deckenbalken zur Sebung der Akustif des Saales. Rebenbei bemerkt: in diesem Saale werden die rhethorischen und musikalischen Darbietungen, die im Stockwerk höher, im Hauptsaal geboten werden, nach amerikanischem Muster durch Lautsprecher wiedergegeben, eine Methode rationeller Raumausnützung,



Die Kirche der Chriftlichen Wiffenschafter in Bern. - Laal im Untergeschof. (Bhot. Benn, L